

LESEPROBE „Starlight Blues“ – In der Kälte der Nacht

Meine Detektei stand nicht im Branchenverzeichnis und war auch nicht im Internet zu finden. Meine Telefonnummer kursierte jedoch schon seit jener Zeit in den Indianerreservaten, als ich noch ausschließlich als Journalist gearbeitet hatte. Inzwischen gab es Tage, da klingelte das Telefon ohne Unterlass.

Dieser Freitag war jedoch ungewöhnlich ruhig gewesen. Niemand hatte angerufen oder war in mein Büro gekommen, um mich zu bitten, der Gerechtigkeit auf die Sprünge zu helfen. So hatte ich endlich die Kolumne über Seattles Stadtindianer geschrieben, damit meine Schwester Alice sie in die Montagsausgabe des *Olympic Independent* setzen konnte. Ich saß über den Korrekturen des Artikels, als das Klingeln des Telefons mich aus meinen Gedanken schreckte.

Susan war am Apparat, sie rief aus dem Northwest Hospital & Medical Center an. Unsere Tochter Amina war mit ihrer Schulklasse beim Schlittschuhlaufen gewesen und hatte sich den Arm gebrochen. „Kein schlimmer Bruch“, beruhigte Susan mich. „Aber komm bitte nach Hause, Amina braucht dich.“

Eilig schickte ich die fertige Kolumne per E-Mail an meine Schwester und wollte gerade meine Bürotür abzuschließen, als das Telefon erneut klingelte. Ich wollte nicht rangehen, aber der Anruf konnte wichtig sein, deshalb blieb ich in der Tür stehen und wartete. Nach dem fünften Klingeln schaltete sich der Anrufbeantworter ein.

Zuerst blieb es still, das war nicht ungewöhnlich. Viele meiner Klienten kostete es große Überwindung, mich anzurufen. Wenn dann auch noch der Anrufbeantworter eingeschaltet war, konnte es passieren, dass sie aufgaben, ohne mit mir gesprochen zu haben: Oft blinkte das rote Licht, wenn ich in mein Büro kam, aber das Band war bis auf ein Pfeifen und Piepsen leer.

Diesmal war es nicht so. Nach kurzem Zögern meldete sich ein Mann, der offensichtlich völlig durcheinander war. Er redete unzusammenhängend, sprach von einem toten Bruder, der erfroren sei und ihm nun im Traum erscheinen würde. Ich hatte keine Ahnung, was er von mir wollte. Das alles erschien mir seltsam wirr und ich wollte schon gehen, doch als der Mann seinen Namen nannte, Robert Blueboy, jagte ein Adrenalinstoß durch meine Adern. Mit drei großen Schritten war ich beim Schreibtisch und riss den Hörer ans Ohr.

„Mr Blueboy, ich bin jetzt dran.“

Wieder war es still in der Leitung. Ich fürchtete, der Anrufer hatte den Mut verloren und aufgelegt. „Hallo, sind Sie noch da?“

„Ja“, hörte ich Robert Blueboys verunsicherte Stimme. „Sie sind doch *der* Adam Cameron? Ich meine, ich bin doch richtig, oder?“

„Ja“, sagte ich, „sind Sie. Ich bin jetzt in meinem Büro. Bitte erzählen Sie mir noch einmal langsam, was genau passiert ist.“

Ich hörte, wie Blueboy tief Luft holte. „Es geht um meinen Bruder“, sagte er. „Man hat ihn erfroren auf einem freien Feld am Stadtrand gefunden. Seit einigen Nächten erscheint Dan in meinen Träumen. Er will, dass seine Mörder gefunden werden.“

„Moment mal, das verstehe ich nicht. Sie sagten doch, er wäre erfroren.“

„Ja, das stimmt. Aber ich kann nicht glauben, dass er von alleine dort hingekommen ist, wo man ihn fand. Niemand von uns glaubt das.“

So ist es immer, dachte ich. Man will nicht glauben, dass jemand, den man liebt, tot ist.

„Von wo aus rufen Sie überhaupt an, Robert?“

„Aus Winnipeg, Manitoba.“

LESEPROBE „Starlight Blues“ – In der Kälte der Nacht

Kanada, auch das noch. Ewig dauernder Winter, bittere Kälte und viel, viel Schnee. Mein Magen zog sich zusammen.

„Hören Sie“, sagte Robert Blueboy nach kurzem Schweigen, „ich weiß, dass zehn Jahre eine lange Zeit sind, aber ...“

„Zehn Jahre?“, unterbrach ich ihn. „Ihr Bruder ist vor *zehn* Jahren gestorben?“

„Ja, sagte ich das nicht? Verzeihen Sie, aber ich bin ziemlich durcheinander. Daniel war erst siebzehn und hatte sein ganzes Leben noch vor sich. Ich will nicht, dass er umsonst gestorben ist.“

„Verstehe. Aber kommt dieser Wunsch nicht etwas spät?“ Zehn Jahre waren eine *verdammt* lange Zeit. Nahezu aussichtslos, nach so vielen Jahren noch brauchbare Zeugen zu finden, Leute, die sich an den Jungen erinnern würden. Ich zögerte. *Gerechtigkeit ist keine Frage des Zeitpunkts*, hatte mein Vater immer gesagt.

„Bitte helfen Sie mir“, sagte Blueboy. „Ich bin es meinem Bruder schuldig.“

Ich unterdrückte ein Seufzen. Es war eine traurige, wenn auch keine weltbewegende Geschichte: Ein erfrorener Indianerjunge, der zehn Jahren nach seinem Tod dem Bruder im Traum erschien und Gerechtigkeit verlangte. Solche Dinge passieren: Dass Leute im Winter erfrieren. Oder dass tote Angehörige einem im Traum erscheinen. Ich träumte heute noch manchmal von meinen Adoptiveltern.

Es wäre fair und vernünftig gewesen, Robert Blueboy die Wahrheit zu sagen. Nämlich, dass ich als Privatdetektiv keine Lizenz für Kanada besitze. Ich hätte bedauern und auflegen sollen. Aber ich konnte nicht mehr so tun, als ob ich den Hörer nicht abgenommen hätte, denn dieser Mann hatte einen Trumpf in der Hand. Einen, von dem er nichts ahnte, ein Zufall, der mein Inneres in Aufruhr versetzte: *Blueboy*, das war auch mein Name.